

Was soll an meiner Nase bitte jüdisch sein?

THOMAS MEYER
über den Antisemitismus
im Alltag

**Was
soll an
meiner
Nase
bitte
jüdisch
sein?**

Thomas Meyer
über den Antisemitismus im Alltag

Elster & Salis AG wird vom Bundesamt für Kultur mit
einem Förderbeitrag für die Jahre 2021-2024 unterstützt.

Was soll an meiner Nase bitte jüdisch sein?

Thomas Meyer über den Antisemitismus im Alltag

Verlag	Elster & Salis AG, Zürich info@elstersalis.com www.elstersalis.com
Lektorat/Korrektorat	Patrick Schär für Torat GmbH
Satz	Peter Löffelholz für Torat GmbH
Umschlaggestaltung	Anja Mikula
Gesamtrealisation	www.torat.ch
Gesamtherstellung	CPI Books GmbH, Leck

1. Auflage 2021

© 2021, Elster & Salis AG, Zürich

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-03930-014-3

eISBN 978-3-03930-015-0

Inhalt

Einleitung
Umfrage
Herkunft
Schweigen
Definition
Zwischenbericht
Sinnlosigkeit
Hochmut
Prägung
Groll
Selbstkritik
Prägung, ff.
Wunsch
Fazit

Dank
zum Autor



Ich verwende im Folgenden der Leserlichkeit halber meist die männliche Schreibweise. Selbstverständlich dürfen sich auch Antisemitinnen adressiert fühlen sowie alle weiteren Identitäten mit entsprechender Geisteshaltung.

Gemäß den Empfehlungen von Amnesty International schreibe ich außerdem über »Schwarze Menschen«. Auf die ebenfalls empfohlene Kursivierung von »weiß« habe ich hingegen verzichtet.

www.amnesty.de/2017/3/1/glossar-fuer-diskriminierungssensible-sprache

Einleitung

Liebe Nichtjüdin!
Lieber Nichtjude!
Liebe nichtjüdische Person!☆

Hier wird's jetzt gleich etwas ungemütlich, und zwar für uns beide: Ich werde vom Antisemitismus berichten, den ich seit Jahrzehnten erlebe, und Sie werden hören, dass Sie mit großer Wahrscheinlichkeit antisemitisches Gedankengut in sich tragen.

Sehen Sie? Schon ungemütlich.

Bestimmt irritiert und verärgert es Sie, sich Judenfeindlichkeit unterstellen zu lassen. »Ich bin doch kein Neonazi!«, sagen Sie vielleicht.

Falls Sie in Deutschland aufgewachsen und der entsprechenden historischen Schocktherapie unterzogen worden sind, wollen Sie vermutlich erst recht nichts davon hören. »Ich weiß, was wir angerichtet haben, und will mir kein schlechtes Gewissen mehr machen lassen«, sagen Sie vielleicht.



Die US-amerikanische Soziologin Robin Jeanne DiAngelo hat für dieses abwehrende Verhalten im Zusammenhang mit weißen Menschen in den USA den Begriff »White Fragility« geprägt:

»Weiße Menschen leben in einer Gesellschaft, die zutiefst von praktischer Rassentrennung und -ungleichheit geprägt ist, und sie profitieren von dieser Trennung und Ungleichheit. Folglich sind wir Weißen gegen die Belastungen und den Stress abgeschirmt, die aus rassistischer Benachteiligung erwachsen, und haben zugleich das Gefühl, wir hätten einen wohlverdienten Anspruch auf unsere Vorteile. (...) Da uns ein tief verinnerlichtes Überlegenheitsgefühl anernzogen wurde, das uns entweder nicht bewusst ist oder das wir uns nicht eingestehen können, reagieren wir in Gesprächen, in denen es um ›Rasse‹ oder Rassismus geht, äußerst empfindlich. (...) Bereits der geringste Stress durch Konfrontation mit Rassismus ist unerträglich. Allein schon die Andeutung, Weißsein sei von Belang, löst häufig eine ganze Reihe von Abwehrreaktionen aus. Dazu gehören Emotionen wie Wut, Angst und Schuldgefühle und Verhaltensweisen wie Argumentieren, Schweigen und Rückzug aus der Stresssituation. (...) Diesen Mechanismus bezeichne ich als ›Weiße Fragilität‹ (...).«

Robin J. DiAngelo, Wir müssen über Rassismus reden. Was es bedeutet, in unserer Gesellschaft weiß zu sein, Hoffmann & Campe, 2020

Ich hingegen will mir keine Lügenmärchen und frechen Scherze über Juden mehr anhören – und schon gar nicht, dass es sich dabei nicht um Märchen, sondern um Tatsachen handle und die Scherze freundschaftlich seien, nicht frech.

In den Augen vieler Nichtjuden ist Antisemitismus eine Gesinnung, der nur gewalttätige Extremisten, also *schlechte Menschen* anhängen. Da sie aber solchen Kreisen nicht angehören und somit zu den *guten Menschen* zählen, kann unmöglich antisemitisch sein, was sie von sich geben.

Behauptet ein Jude das Gegenteil, kommt er meist nicht sehr weit: Nach wenigen Worten fühlt sich sein Gesprächspartner vollkommen verkannt und protestiert entsprechend scharf gegen die Unterstellung, eine antisemitische Äußerung gemacht oder gar eine antisemitische Haltung zu haben.[☆]

Ich habe diesen Text daher vor allem geschrieben, damit ich endlich mal ausreden kann. Aber auch, damit Sie, liebe nichtjüdische Personen, sich mit dem alltäglichen Antisemitismus auseinandersetzen, der nie handgreiflich wird, sich stets realistisch gibt und dadurch ebenso harmlos wie seriös wirkt – und sich in der Weltsicht vieler friedliebender, anständiger und gebildeter, eben *guter* Menschen eingenistet hat. Vermutlich auch in Ihrer.

Sind Sie noch da?

Dann möchte ich mich gern vorstellen.

Mein Name ist Thomas Meyer, ich bin 47 Jahre alt, lebe in Zürich und bin Vater, Schriftsteller und Jude. Diese drei Charakteristika machen mich, würde ich meinen, zur Hauptsache aus. Es vergeht kein Tag, an dem sie mich nicht bewegen und erfüllen. Hinsichtlich des Judentums verwundert mich das selbst immer wieder, denn Religion bedeutet mir nichts. Im Gegenteil, ich betrachte sie als diktatorischen Irrweg fernab der Göttlichkeit, die für mich

in der Natur zu finden ist, nicht in menschlichen Bauten und Regelwerken. Schon als kleiner Junge konnte ich nichts damit anfangen. Meine Mutter versuchte, mir die *Jiddischkajt*, nach der sie sich seit ihrer eigenen, gänzlich säkularen Kindheit gesehnt hatte, mittels einiger Synagogen-besuche näherzubringen, aber ich verstand nicht, was ich inmitten eines Haufens fremder Erwachsener verloren hatte, die den ganzen Abend in einem Buch blätterten und dabei unverständliches Zeug murmelten. Meine Mutter konnte es mir auch nicht so recht erklären. Also drängte ich sie zur baldigen Heimkehr, da mich meine Legos wesentlich mehr interessierten als der Dienst für einen Gott, der seit der Erschaffung der Welt offenbar nur noch das Ziel verfolgt, seine Geschöpfe zu langweilen.

Doch das Judentum ist nicht nur eine Religion und eine Gemeinschaft. Es ist vor allem eine Identität, und als solche ist es mir so wichtig und nahe, dass ich es in eine Reihe stelle mit meiner Vaterschaft und dem Schreiben. Ich fühle mich durch und durch jüdisch, und zwar ganz einfach, weil meine Mutter erstens jüdisch ist und zweitens meine Mutter. Diese zwei Tatsachen sind unumstößlich, wie auch immer ich mich dazu stelle. Es gab Zeiten, da hätte ich meine *Mame* am liebsten mit der El Al auf den Mond ausfliegen lassen, aber dort oben wäre sie immer noch meine *Mame* gewesen und hätte bestimmt neue Wege gefunden, sich in mein Leben einzumischen. Mit dem Judentum verhält es sich ganz ähnlich: Ich hatte keine *Bar-Mizwa*, halte mich, soweit ich weiß, an kaum eines der 613 Ge- und Verbote, begehe keinen der jüdischen Feiertage und habe bei der Wahl meiner Freundinnen auf alles Mögliche geachtet, aber nie darauf, ob sie jüdisch waren. Und doch brennt in mir ein kleines Öllämpchen, das niemals erlischt und hell zu leuchten beginnt, sobald ich in Israel ankomme. Dort gibt es zwar eine Menge Leute, die komplett durchgeknallt sind, was Religion betrifft, und